Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 3 (1927)
Heft: 22

Artikel: Die Kolonie der Ewigen [Fortsetzung]
Autor: Scheff, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757938

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE KOLONIE DER EWIGEN

ROMAN VON WERNER SCHEFF

Neu eintretende Abonnenten erhalten den bereits erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert

2

Die Frauen nahmen voneinander Abschied. Isolde reichte Knut die Hand, dann ging sie aus dem Gemach und ließ trübe Stille zurück, die sich den Geschwistern schwer auf die Herzen legte.

Knut hatte sich niedergelassen. Er erwartete, daß Hedda sprechen würde. Sie sah ihn auch ängstlich an und suchte nach Worten. Ihre allzu schlanken Finger spielten mit den Fransen ihres Schals. Knut kam es so vor, als wollte sie in Tränen ausbrechen.

«Hedda,» sagte er, «Hedda, was ist hier vorgegangen? Als ich vor einem Jahre von dir schied, warst du eine junge, lebensfrohe Frau. Jetzt bist du krank und ...»

«.... gealtert,» ergänzte sie, als er innehielt.

«Nein ... aber auf dem besten Wege, deine Jugend einzubüßen. Wenn du einsiehst, daß du mit Thomas nicht länger zusammenleben kannst, so löse doch deine Ehe. Du wirst gewiß ...»

Sie hob die Rechte abwehrend empor. «Eine falsche Spur, Knut,» sagte sie mit mattem, aber ehrlichem Widerspruch, «meine Ehe ist zärtlicher und gütiger als je zuvor. Er ist allerdings ein Mann von sechzig Jahren, aber ich habe ihn gewählt, obwohl ich den Altersunterschied zwischen uns kannte. Er ist der treusorgendste und beste Mensch, mein liebster Freund auf Erden. Nein, Knut, das ist es nicht.»

«So bist du wirklich krank?»

Und wieder schüttelte Frau Hedda das Haupt und wieder tat sie die Handbewegung, die ihre Antwort einleitete. «Körperlich bin ich vielleicht gesund. Aber mein Gemüt leidet. Knut,» sie beugte sich plötzlich vor, tastete nach dem Knie des Bruders und klammerte sich dort fest, «Knut, glaubst du an Gespenster, an Geister, an Spuk?»

Der Ingenieur starrte in ihr Gesicht, das ihm bleicher vorkam als vordem. Jeder Blutstropfen war daraus geschwunden, ihre Lippen waren nur zwei schmale Striche, ihre Augen glühten aus den Höhlen wie Lichter aus einer weißen Wand.

«Errege dich nicht,» sagte er begütigend. Er war erschrocken, er fühlte, daß von ihr etwas Grauenhaftes ausging, ein seltsam wehtuendes, peinigendes Leid. Und doch begriff er nicht, was sie meinte, als sie wieder sprach.

«Du bist der erste Mensch, dem ich es sage! Thomas weiß es nicht, er ahnt es nicht einmal. Die Aerzte habe ich gleichfalls irregeführt. Auch Isolde konnte ich es nicht anvertrauen, so schrecklich ist es. Sie ist mir zwar wie eine Schwester, aber es fehlt die Gleichheit des Blutes, die das letzte Preisgeben erleichtert.»

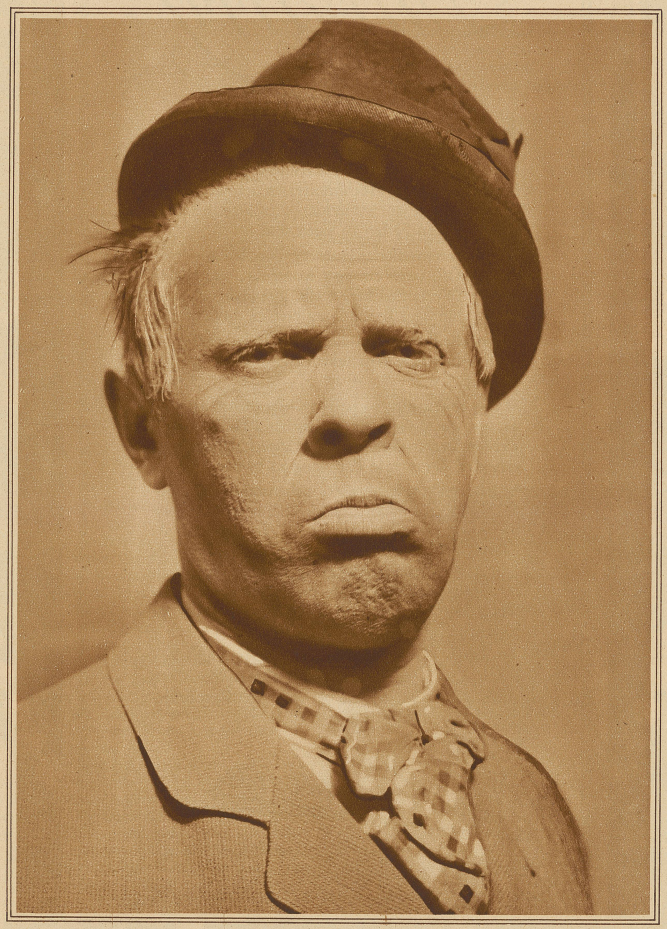
Knut glaubte, sie würde fortfahren, aber sie sank nach diesen Worten zurück und kämpfte wieder mit dem Wunsche, selbst dem Bruder gegenüber zu schweigen. Auf einmal schluchzte sie auf, barg ihr Gesicht in den Händen und weinte.

Knut Halström trat zurück, ihr war, als risse plötzlich der Schleier, der ihm bisher die Ursache dieses wilden Schmerzes verborgen hatte.

In den wenigen Augenblicken, deren Schweigen jetzt durch den Raum schwebte, zog die Geschichte dieser Ehe an ihm vorbei: wie Hedda vor beinahe drei Jahren durch ihn nach Berlin gekommen war, wie sie hier Thomas Sprüngli, den Schweizer, kennengelernt und wie die edle, von allen Menschen gepriesene Vornehmheit dieses Mannes das um beinahe vierzig Jahre jüngere Mädchen angezogen hatte. Knut glaubte noch zu hören, wie Sprüngli dann mit ihm, dem einzigen Anverwandten Heddas, gesprochen und ihm vertraut hatte, daß er seine Hand und seinen Namen biete, wenn sie in der Verbindung mit ihm nichts anderes suche als Kameradschaft und die Zärtlichkeit eines Alternden. Und das überbrachte er Hedda und merkte verwundert, wie sie vor Freude bebte und wie ihre Zusage ganz und gar den Klang besaß, als gelte ihr Jawort einem jungen, heiß werbenden Manne.

Gewiß, es war anders gekommen. Schon nach wenigen Monaten mochte Hedda eingesehen haben, daß ihr in dieser Ehe das große Glück nicht blühen würde. Gerade seit dieser Zeit kränkelte Thomas Sprüngli. Im ersten Jahre seines Zusammenseins mit Hedda war aus dem sonst so straffen Manne ein müder, welker Mensch geworden. Ein Mensch allerdings, der auf seinem Posten stand wie kein anderer, der das Geschick europäischer Millionen in eiserner Faust hielt, aber der Frau gegenüber, die er liebte, ein Greis mit Wünschen, deren Erfüllung ihm sein Alter versagte.

Knut glaubte das Geschehene zu erkennen. Hedda liebte einen anderen, einen jüngeren.



Max Pallenberg als Zavidil in «Familie Schimek»

Pallenberg gastiert ab Freitag im Züricher Schauspielhaus

Was aber hinderte Hedda, sich von Thomas Sprüngli loszusagen? Doch nur ihre Anhänglichkeit an ihn, ihre Bewunderung für seinen Geist und ihr Bedauern, damit den Irrtum ihrer Ehe eingestehen zu müssen.

«Ich begreife dich nicht, Hedda,» nahm Kurt endlich wieder das Wort, während die Beichtende vermied, ihm ihr Gesicht zu zeigen. «Thomas wird einsehen, daß er dich freigeben muß. Er hat keinerlei Rechte an dich, weder gesetzliche noch moralische. Und er ist ein Mann mit vollem Verständnis für deine Lage.»

«Ich liebe ihn aber,» sagte sie tonlos.

Es klang so verzweifelt, daß Knut abermals aufhorchte.

«Knut, glaubst du an Gespenster?» fragte sie fröstelnd.

Warum wiederholte sie diese Frage, durch die sie ihn schon vorhin an etwas erinnert hatte, das ihm quälende Sorge bereitete? Er sah forschend in ihr Gesicht, als könnte er die Erklärung für ihre Worte in ihren Zügen finden. Sprach sie von etwas ähnlich Unbegreiflichem, wie es ihn selbst beschäftigte? Aber ihr schmales, blasses Antlitz, das wie das eines kranken Mädchens war, verriet es ihm nicht.

Und bevor er ihr noch einmal auf die Frage antworten konnte, die ihm so viel Nachdenklichkeit schuf, geschah das folgende.

Ganz plötzlich wich die Leblosigkeit, zu der Heddas Gestalt in den letzten Minuten erstarrt war. Knut begriff nicht, was mit ihr vorging. Sie richtete sich zuerst empor und schaute über ihn hinweg ins Leere. Nun erhob sie sich langsam, zollweise, wie von einer überstarken Macht in die Höhe getrieben. Ihre Augen nahmen den Ausdruck eines Entsetzens an, das selbst Knut Halström zu lähmen drohte. Ihre Rechte war wie zur Gegenwehr erhoben.

«Ich ... ich darf es nicht sagen,» flüsterte sie. Nun ein jäher Entschluß, ein Aufbäumen gegen das Unheimliche.

«Und ich will es doch ... ich muß es sagen. Knut ... dort hinter dir steht es, das Entsetzliche, das ...»

Knut sprang auf und wandte sich um. Aber er sah sich mit Hedda allein, hinter ihm war der Raum ebenso leer wie vor ihm. Als er noch forschend durch das Gemach spähte, selbst von dem Argwohn erfaßt, zu dem ihn seine noch immer vom Schlage des Unsichtbaren brennende Stirn brachte, schrie Hedda gellend auf, und bevor er hinzuspringen konnte, sank sie seitlich neben ihrem Sessel zu Boden. Er griff zu und stützte sie, aber er mußte sie erst aufrichten, um sie wieder dorthin zu betten, woher sie sich erhoben hatte.

Und nun sah er, wie sie zwei ... dreimal schwer atmete. Sah, wie sich ihre Augen weit geöffnet hatten und wie in diesen Augen irgendein grauenvoller Eindruck stand, ein Bild oder ein Gedanke, sah, wie dann mit einem Male ein Erlöschen Leben und Licht daraus bannte und wie diese Augen zu brechen begannen. Er hörte, als hätte ein Fremder geschrien, seinen eigenen Ausruf, packte das Haupt der Sterbenden mit beiden Händen und nannte ihren Namen. Hoffend, das Schwindende in ihr noch einmal zurückzurufen.

So sanft, so ohne Kampf verschied Hedda Sprüngli, daß plötzlich tiefer Friede in ihrem Antlitz ruhte. Als Knut seiner selbst kaum mächtig den Kopf der Schwester freigab, schmiegte er sich von selbst wieder in die Kissen, drehte sich zur Seite und blieb dort wie der einer Schlafenden. Nur die weit aufgerissenen Augen mit ihrer unnatürlichen Starrheit zeigten noch das Entsetzen, dem die Kranke erlegen zu sein schien.

II.

Nun spielte sich alles wie in einem Taumel ab. Knut rief die Dienerschaft. Man kam, hob die Tote aus dem Ruhesessel und brachte sie nebenan in ihr Schlafzimmer. Der Arzt wurde gerufen, der Hedda Sprüngli in ihren letzten Tagen behandelt hatte. Aber die schwache Hoffnung Knuts, er könnte sich getäuscht haben, all das Schreckliche wäre vielleicht mit einer tiefen Besinnunglosigkeit erklärt, erwies sich als trügerisch. Heddas Zofe suchte vergeblich den Herzschlag ihrer Herrin zu erlauschen. Das schluchzende Mädchen gab Knut zuerst die Gewißheit, und Professor Jäger brachte nur die letzte Bestätigung.

Der alte hagere Herr, Knut aus früheren Berliner Tagen wohl bekannt, war in wenigen Minuten zur Stelle. Man hatte ihm eines der Automobile gesandt. Sein Gruß für Knut war kurz und hastig.

«Ich hab's befürchtet ... das Herz, das kranke Herz,» meinte er, während er sich über die Leblose neigte.

Knut war mit ihm und der Schwester allein. Er stand neben dem Professor und verfolgte jede Miene des großen Arztes mit ängstlicher Spannung. Er sah, daß Jäger Zeichen des Lebens suchte. Erkannte an seiner Erregung, wie die Hoffnungslosigkeit wuchs. Zuletzt brauchte der Professor nicht zu sprechen. Als er sich aufrichtete, tauschten die beiden Männer nur einen Blick, der mehr sagte als Worte.

Dann ein neues Forschen des Arztes, ein neues Ueberprüfen der Leiche.

Plötzlich schnellte er empor. «Wer war zugegen, als Frau Hedda starb?» fragte er mit deutlichem Staunen. — «Ich.»

«Sie ... allein?»

«Ja ... nur ich. Wir hatten uns eine halbe Stunde vorher wiedergesehen. Sie wissen doch, Herr Professor, ich bin aus Afrika zurückgekehrt, weil ich ...»

«Sie erinnern sich genau, daß Sie mit Ihrer Frau Schwester allein waren?» unterbrach ihn der Arzt.

Knut schüttelte verwundert das Haupt. «Ich begreife Sie nicht, Herr Professor. Ich sagte es doch schon.»

«Merkwürdig,» hörte Knut den andern murmeln. Und dann stand er wieder über die Tote gebeugt, und seine Blicke galten ihrem Antlitz, in dem er irgend etwas zu suchen schien. Er trat selbst zur Seite, damit das Licht die Stirn Heddas mit voller Kraft treffen konnte, und er wirkte Knut zu sich.

«Sehen Sie hier ... diesen kreisrunden, roten Fleck! Sie haben doch Ihre Schwester prüfend betrachtet, als Sie zu ihr kamen. War dieser Fleck schon vorhanden?»

«Nein,» antwortete Knut betroffen.

Nun war wieder das Grauen zur Stelle, das ihn vorhin in dem Augenblick befallen hatte, als Hedda kurz vor ihrem Sterben aufgefahren war, um ins Leere zu deuten und aufzuschreien. Und seine Stirn begann zu schmerzen, dort, wohin aus dem Leeren der Hieb auch gegen ihn geführt worden war. Seltsame Verbindungen zwischen diesen beiden Ereignissen schienen sich zu bilden, die Gemeinschaftlichkeit des Unsichtbaren, Gespenstischen fing an, eine Brücke zwischen seinem Abenteuer im Luftschiff und dem Tode der Schwester zu bauen.

Aber nein ... nein ... so etwas gibt es nicht! Er war gewiß von dem Geschehenen überreizt. Hedda war ihrer übernatürlichen Erregung zum Opfer gefallen. Daran konnte er nicht zweifeln.



Dubarry

die meisterhafte Nachahmung der orientalischen Tiefseeperlen. Fehlerlose Gegenstücke mit aller Feinheit des Tones und der Rundung, der Weichheit des Glanzes und Schimmers, in der natürlichen Form und mit jenen unerklärlichen Eigenschaften, welche echten Perlen zu eigen sind.

Die imitierten «Perles Dubarry» werden mit größter Sorgfalt, unter strenger Kontrolle, nach einem gewissen Verfahren hergestellt. Ihre Haltbarkeit ist bei vernünftiger Behandlung beinahe unbegrenzt.

Künstliche Perlen sind die große Mode, wir liefern sie nur in edler, dem feinen Material angepaßter Fassung.

Wenn Ihnen nun so leichte Gelegenheit geboten ist, um wenig Geld etwas Kostbares zu erwerben, werden Sie gewiß kaum mehr zögern, einen lange gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Bedienen Sie sich bitte des nebenstehenden Coupons. In unsern Verkaufsräumen zeigen wir Ihnen gerne unsere Auswahl. *Auswärtige Bestellungen werden prompt per Post erledigt.* Sie brauchen uns nur die Artikelnummer anzugeben und Sie erhalten das gewünschte Stück per Nachnahme zugesandt. Der Name und Ruf unseres Hauses bürgt für einwandfreie Bedienung.

Sie haben kein Risiko – wenn «Perles Dubarry» aus irgendeinem Grunde nicht Ihren Wünschen entsprechen, erhalten Sie bei sofortiger Retournierung Ihr Geld anstandslos zurück.

Wiskemann

Paradeplatz, Zürich

An *A. Wiskemann-Knecht A.-G.,*
Paradeplatz, Zürich

Senden Sie mir portofrei per Nachnahme:

No. 1. Perlcollier von 5½ bis 2 mm verlauf., 40 cm lang, mit einfachem Silber-Phantasie-Sicherheitsverschluß und Sicherungskette Fr. 25.—

No. 2. Perlcollier von 5 bis 2 mm verlaufend, 40 cm lang, mit reicherem Silber-Phantasie-Sicherheitsverschluß und Sicherungskette Fr. 28.—

No. 3. Perlcollier von 5 bis 2 mm verlaufend, 40 cm lang, mit 18 Krt. Gold-Verschluß und Sicherungskette . . . . . Fr. 30.—

No. 4. Perlcollier von 4 bis 2 mm verlaufend, 40 cm lang, in Sonderausführung «Barock-Form», mit 18 Krt. Gold-Phantasie-Sicherheitsverschluß und Sicherungskette; jede Perle einzeln abgeknotet . . . . . Fr. 50.—

No. 5. Perlsautoir gleichlaufend 2 m lang, Perlengröße nach Wahl 4, 5, 6, 7 und 8 mm Durchmesser, jede Perle einz. abgeknotet Fr. 34.—

No. 6. Kravatten-Nadel, mit 18 Krt. Gold-Nadel und solid aufgeschmolzener Perle . Fr. 12.—

No. 7. Kravatten-Nadel, mit Weißmetall-Nadel und solid aufgeschmolzener Perle . Fr. 4.—

No. 8. Ohrschrauben, m. 18 Krt. Gold-Patent-Prisuren, für gelochte Ohren, von 6 bis 15 mm Perlen-Durchmesser . . . . Fr. 26.—

No. 9. Ohrschrauben, mit silbervergoldeten Prisuren, für ungelochte Ohren, von 6 bis 15 mm Perlen-Durchmesser . . . Fr. 10.—

No. 10 Armreife, spiralenförmig gewunden, jedem Arm sich anschmiegend . . . . Fr. 27.—

No. 11. Armreife, spiralenförmig gewunden, jedem Arm sich anschmiegend, in Schlangenform Fr. 21.—

Name: .....

Adresse: .....

Gefl. Nichtpassendes streichen!



TRÄUMEREI

Der Fleck auf ihrer Stirn war vielleicht durch eine Ungeschicklichkeit der Diener beim Tragen der Leiche entstanden.

Professor Jäger untersuchte die Stelle, auf die er Knut aufmerksam gemacht hatte, noch immer mit sachlicher Genauigkeit. Schließlich zuckte er die Achseln.

«Es wird dem Präsidenten überlassen bleiben, eine Obduktion anzuordnen,» sagte er. Er verabschiedete sich, und Knut war wieder allein.

Er hatte sich noch nicht überlegt, wie er diese Nacht verbringen werde. Aber ohne viel Nachdenken setzte er sich neben Heddas Lager und blickte in traurigem Sinnen auf die Tote hin. Vorhin, kurz vor Erscheinen des Arztes, hatte er ihr die Augen zugedrückt. Sie sah nun wirklich wie eine Schlummernde aus, auch die letzte Spur von Entsetzen oder Spannung war aus ihren Zügen gewichen.

Knut wußte, daß Thomas Sprüngli erst gegen Morgen eintreffen werde. Und doch dachte er nicht daran, zur Ruhe zu gehen, denn in ihm waren nun Entsetzen und Spannung, und sein ruheloser Geist beschäftigte sich mit den Rätseln, die in den letzten Stunden auf ihn eingedrungen waren. Standen sie jedes für sich oder bildeten sie ein Ganzes, dessen Art und Form er bisher noch nicht zu durchschauen vermochte?

So hielt er der Schwester die Totenwache, und erst spät nach Mitternacht nahm sein Alleinsein ein Ende.

*

Die Stadt Berlin jener Tage erstreckt sich in gigantischem Durchmesser von den Havelseen im Westen bis zu den Seen im Osten und flutet im Süden wie im Norden weit in die freie Ebene hinaus. Sie besteht aus dem inneren Teil, der mit seinen hohen Häusern veraltet ist, in dem dicht gedrängt Mauer an Mauer ragt, dessen Straßen man in den letzten Jahrzehnten nur streckenweise verbreitern konnte, und aus einem äußeren Ring, wo Gärten und Parkanlagen vorherrschen, wo Licht und Luft Leben und Lust geben. Mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel ist eine neue Bauweise zur Geltung gelangt. Seit in mehreren Stockwerken untereinander Bahnen durch die Erde jagen, seit über der Stadt der Luftweg erschlossen ist, der zwischen zwei Punkten nur die Gerade kennt, ist man von den Wolkenkratzern, die sich noch im Zentrum der bevölkertsten Stadt des europäischen Kontinents erheben, wieder zum zwei- bis dreistöckigen Hause zurückgekehrt. Es steht immer allein inmitten von Bäumen, höchstens aus praktischen Erwägungen mit wenigen seinesgleichen vereint. Es weist den einfachen Stil seiner Zeit auf, ist nur dem Zweck geweiht und erquickt in seiner Form trotzdem das Auge.

Aber im Westen schließt sich an das ungeheure deutsche Berlin eine kleine internationale Stadt an, die Stadt der Regierung, kaum ein Hundertstel so groß wie der übrige Komplex. Man hat sie in den Teil des früheren Grunewalds gelegt, der hier an die Seen grenzt. Sie ist etwa dreißig Jahre alt, so alt wie die Vereinigung aller Völker Europas unter gemeinschaftlicher Leitung.

Man hatte seinerzeit Berlin wegen seiner zentralen Lage dazu auserkoren, Sitz der Regierung eines Erdteils zu werden. Politische Bedenken für oder gegen die Wahl der deutschen Hauptstadt gab es nicht mehr, denn man stand unmittelbar nach den völkervernichtenden, aber auch völkerversöhnenden Kriegen in Asien, wo die kaum ermeßliche Macht der mongolischen Stämme gegen die überlegene Kultur und die Moral der europäischen Heere den kürzeren gezogen hatte. Grenzen waren gefallen, politische, nationale und wirtschaftliche Grenzen. Aus der größten Gefahr aller Zeit, die vom Osten her gedroht hatte, ging das geeinte Europa hervor, und in seinem Rate schwiegen und schwanden die Gegensätze.

So ist am Rande des Beckens, in dem acht Millionen Deutsche leben und hasten, die internationale Stadt entstanden. Sie zeichnet sich durch besonders weite, raumumfassende Bauten aus, durch Paläste und Gärten, die den Völkern Europas gehören. Hier sitzt der jeweilige Präsident der Vereinigten Staaten von Europa, ob er nun, wie im Augenblick, ein Schweizer ist oder ein Deutscher, ein Russe oder ein Spanier, ein Franzose oder ein Bankier, ein Italiener oder ein Engländer. Hier ist das Zentrum, das Herz Europas, wenn auch seine Funktionäre, vom Präsidenten herab bis zu den Delegierten der einzelnen Völkerschaften ständig unterwegs sind, bald in London, bald in Rom, bald in Wien oder in Moskau auftauchen. Ein Heer von Beamten, selbst jetzt zur Zeit der Arbeitsvereinfachung unentbehrlich, erfüllt die internationale Stadt. Auch sie entstammen allen Ländern Europas. Sie bleiben aber nur wenige Jahre dort, dann verteilt man sie in die andern großen Städte, wo sie dazu beitragen sollen, den Gedanken der Zusammengehörigkeit zu stärken und das Band immer fester zu knüpfen, das sich um alle Nationen schlingt.

*

Aus der internationalen Stadt eilte Isolde Roon kurz nach ihrem Abschied von Hedda Sprüngli fort. Sie besaß zwar in dem einfachen und doch so wundervollen Hause des Präsidenten ihr Heim, zwei Räume, in denen sie sich so wohl fühlte wie in dem fernen Gutshause ihres Vaters, aber es gab für sie dort drüben, wo der Himmel über Berlin von den millionenfachen Lichtern zu schimmern schien, einen Platz, der ihr noch lieber war als dieser. Der Weg dorthin war weit. Isolde mußte wohl nicht lange gehen, um die Untergrundbahnstation zu erreichen, die man dicht neben den Park des Präsidentenhauses gelegt hatte, dann aber trug sie mit vielen andern der Fahrstuhl bis hinab in den dritten Stollen, durch den die Eilzüge von zehnter zu zehnter Haltestelle getrieben wurden. Sie brauchte auch nicht in der Tiefe zu warten, schon brauste die Kette walzenförmiger, in die Druckrohre passender Wagen heran, hielt, nahm neue Last auf und brauste weiter.

Isolde saß nicht länger als zehn Minuten in dem leicht schwankenden Kupee. Zweimal hielt der Zug. An der dritten Station stieg Isolde aus. Sie befand sich unterhalb des Großen Sterns, an dem bedeutendsten Umsteigebahnhof, den das weitverzweigte unterirdische Netz Berlins besaß. Wieder bestieg sie den Fahrstuhl, ließ sich aber diesmal aufwärts tragen, wo sie die oberste Linie der Untergrundbahn bis zur Tiergartenstraße benutzte.

Als sie ins Freie trat, umgab sie die Stille des Tiergartens. Nur gedämpft traf der Lärm der Großstadt ihr Ohr. Ein paar Schritte und sie sah die Lichter der Villen und Häuser, die sich entlang dem Park hinzogen, wie vor zwei Jahrhunderten auch heute noch Wohnsitz der Reichen und Vornehmen. Die Straße lag einsam und verlassen; der Verkehr spielte sich drüben in der Potsdamer Straße ab, die seit ihrer Verbreiterung noch stärker die Hauptader des Zentrums geworden war als vordem.

Isolde kam an das Gittertor des Hauses Anselmi, fand es wie immer, wenn Amadeus in Berlin weilte, weit offen und betrat den Garten. Hinter den Bäumen, breitästigen Linden, schimmerten im Parterre zwei erleuchtete Fenster. Sie lächelte; es war das Musikzimmer. Amadeus saß also am Flügel. Da drangen auch die Töne des Instruments zu ihr hin. Sie blieb stehen und lauschte. Natürlich ... Mozart. Eine Sonate seines Lieblings. Und sie lächelte wieder und setzte ihren Weg fort.

Franz kam ihr in der hellen Diele des alten unmodernen Hauses entgegen. Gottlob, er hatte die Livree abgelegt, die er noch gestern getragen und über die sie so herzlich gelacht hatte. Wenigstens hier in Berlin sollte er das Kleidungsstück aus Urvätertagen in den Schrank hängen.

«Jetzt gefall' ich Ihnen doch, Fräulein Isolde?» fragte der Diener mit dem weichen Anklang seines Salzburger Dialekts, «gelt, daheim darf ich's aber wieder so halten wie immer?»

«Meinetwegen, Franz ... wartet der Herr schon lange?»

«Gewiß, schon seit einer Stunde. Ohne das Fräulein will er er halt net essen.»

Isolde hatte den Hut und den dünnen Staubmantel abgelegt. Sie lief durch die benachbarten Räume mit Windeseile hindurch, ohne auf die Seltsamkeit dieser Umgebung zu achten, die sie sonst immer wieder fesselte. Merkwürdig, heute abend zog es sie stärker als je zu Amadeus hin, aber krampfhaft geschah es, wie unter dem Druck einer großen Angst.

An der Schwelle des Musikzimmers blieb sie stehen. Sie wußte, daß das Spiel ihres Freundes bald zu Ende ging. Fast hielt sie den Atem an, um ihn nicht zu stören. Und so hörte sie sein Spiel und zugleich sah sie ihn, wie er vor dem Flügel saß, im Lichte flackernder Kerzen, die neben den Notenblättern in einem Leuchter vereint standen.

Seine Finger glitten über die Tasten hinweg, feine, beinahe unmännliche Finger. Merkwürdig, warum fiel ihr da plötzlich die Hand Knut Halströms ein, die sie vorhin erblickt hatte, diese feste, nervige Hand. Sie verglich und fand die Charaktere der beiden Männer bis in ihre Finger verkörpert. Der war aus einem zarteren Stoff gefertigt als Heddas Bruder. Aus einem Stoff, der langsam für die Welt verloren ging wie so manches, an dem sein Herz mit voller Kraft hing.

Wie ähnlich sah Amadeus in diesem Augenblick seinem Vater! Isolde hatte den Professor kurz vor seinem Tode kennengelernt. So schmächtig, mit solchem Künstlerkopf, mit diesem durchgeistigten Gesicht, so hatte sie den großen Gelehrten im Gedächtnis. Nicht anders mochte Johannes Anselmi mit vierzig Jahren ausgesehen haben, bevor er durch seine ungeheure Erfindung sich und seinen einzigen Nachkommen zu Trägern eines der berühmtesten Namen der Erde gemacht hatte.



EIN KLEINER SCHELM

Welch ein Gegensatz zwischen Knut Halström und Amadeus, ging es der Lauscherin wieder durch den Kopf. Der eine liebte die Welt und die Menschheit, wie sie heute aussahen. Sein Ideal war die Entwicklung zur Höhe materieller Vollendung. Sein Traum war, wie Hedda ihr oft erzählt hatte, die Maschine, der Amadeus Anselmies Vater die Kräfte gegeben, seitdem er den Atomzerfall der Kohle künstlich herbeigeführt hatte. Er sah das Heil der Welt in jedem neuen Schritt, den die Technik nach vorwärts tat, und in ihm schienen Saiten von Stahl zu klingen.

Amadeus aber war ein Gegner dieser Richtung. Er suchte das Vergangene, das Gewesene. War wohl nicht der einzige Mensch auf dem Erdball, der wehmütig feststellte, wieviel der Fortschritt dem Leben an Schönheit geraubt hatte. Nicht aus bloßer Sucht, sie an sich zu ketten, drängte er Isolde seit jeher, nach altem Brauch mit ihm den Ehebund einzugehen, nein, dieser Wunsch kam aus der Tiefe seiner Seele, floß aus dem Streben, das sein ganzes Wesen erfüllte, aus dem Streben nach dem Frieden und der Lebensruhe der Väter, das bei den Enkeln einem rastlosen, unsteten Ringen um das Gegenständliche gewichen war. Er trieb einen Kult mit allem, was aus dem Einst in das Jetzt hinüberragte. Er liebe die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts und betete die des neunzehnten an. Er las die Bücher dieser Zeit, verehrte die Musiker, die Maler und die Kunsthandwerker, die um die Wende des zweiten Jahrtausends geschaffen hatten. Als der echte Sohn seines Vaters, dem neben seiner Wissenschaft die Musik am teuersten gewesen war, hing er mit so fantatischem Eifer an Mozart, daß er sich bald nach dem Tode des Vaters dorthin zurückzog, wo sein Namenspatron das Licht der Welt erblickt hatte. Das Erbe des Mannes, dessen Denkmal in jeder größeren Stadt auf Erden stand, und dem die Menschen so Gewaltiges verdankten, versetzte Amadeus in die Lage, dem Dasein nur die Seiten abzugewinnen, die ihm lebenswert erschienen.

Und auch hierin war Knut ihm nicht gleich. Er war mit Hedda vor wenigen Jahren aus seiner norwegischen Heimat nach Berlin gekommen, wohin ihn die Regierung nach einigen aufsehenerregenden Experimenten mit der von elektrischen Strömen beeinflußten Atmosphäre gerufen hatte. Seine Schwester war die Frau des Präsidenten geworden, Knut aber hatte von den Vereinigten Staaten den Auftrag erhalten, im Einverständnis mit den Afrikanern die Bewässerung und Urbarmachung der nordafrikanischen Wüstengebiete durchzuführen. Was er war, das verdankte er sich selbst und seiner Kraft. Nichts Ererbtes, nichts Übernommenes war in ihm. Er sog immer neue Nahrung für sein Wesen aus seiner Zeit, ohne zurückzublicken auf das, was hinter ihm und seinem Jahrhundert lag.

Wer hatte wohl recht? fragte sich Isolde nachdenklich.

Dann verklangen die letzten Töne. Amadeus legte die Hände in den Schoß und starrte vor sich hin auf die im Lichte der Kerzen tanzenden Noten.

Als Isolde den Versuch machte, lautlos hinter ihn zu treten, mißlang es ihr. Er hörte sie, wandte sich und sprang auf. Mit einem leisen Lachen fing er sie in seinen Armen auf und küßte sie.

«Mußt nicht zu spät kommen,» schalt er sie, «gleich hätte ich drüben angefragt, was aus dir geworden ist. Wie geht es übrigens deiner Patientin?»

«Die ist froh. Knut ist bei ihr.»

«Ah, Knut in Berlin! Da muß ich ihn doch einmal wiedersehen. Schon lange her, daß ich ihm damals vor seiner Afrikareise Lebewohl gesagt habe.»

Es war sonderbar. Amadeus Anselmi liebte Knut Halström, den Starken. Liebte ihn, den Willensmenschen, mit der brüderlichen Innigkeit, mit der ein Schwächerer den Starken liebt. Sie waren sich im Hause des Präsidenten kurz nach Knuts Eintreffen in Berlin begegnet, waren in Verkehr getreten und hatten manchen Strauß verschiedener Weltanschauungen ausgefochten, aber in diesem Feuer hatte sich ihre Freundschaft gestählt wie wenige andere. Nur der lange Aufenthalt Knuts auf afrikanischem Boden war störend zwischen sie getreten.

«Nun schnell zu Tisch,» meinte Amadeus, «Musik macht leider nicht satt. Franz hat auf der Veranda gedeckt. Heute ist es zur Abwechslung einmal trockener als sonst, der Tiergarten gibt keine Nebel ab.»

Sie setzten sich zum Abendessen auf die Veranda, die beinahe in den Ästen einer alten Linde lag. Jenseits des Blätterschutzes glitten vereinzelt, kaum hörbar leise Automobile hervor. Sonst schwieg der Park, und man hätte glauben können, weitab von Berlin zu sein.

«Knut würde sagen, seine Nerven vertrügen diese Ruhe nicht,» scherzte Amadeus, dessen Gedanken mit dem Freunde beschäftigt schienen, «hast du übrigens mit ihm gesprochen?»

«Ein paar Worte. Mehr nicht. Erzähl mir, was du heute getrieben hast, Amadeus.»

Er überlegte. «Früh hat mich Franz geweckt, und ich bin ausgeritten. Dann habe ich ein wenig musiziert. Um elf Uhr hat mich Heinke besucht und mich eine Stunde lang mit Vermögensverwaltung gelangweilt. Nach dem Mittagessen habe ich geschlafen, den Tee habe ich bei meinem alten Grundmann eingenommen und mit ihm geprüft, ob die Handschrift von Beethoven wirklich echt ist, und seit halb acht erwarte ich dich. Bist du nun zufrieden?»

«Wie lange bleibst du in Berlin?»

«So lange es mir gefällt, und so lange du mich hier duldest.»

Er sagte das so ernst, daß Isolde merkte, wie wieder einmal die Unsicherheit in ihm war, die ihn so oft quälte. Sie war gewiß nicht eitel, aber sie ahnte, daß seine Liebe zu ihr kein reines Glück war. Er erkannte die Ungleichheit ihrer Erscheinungen, er wußte, daß sie ein geistiges Band umschlang und keine Leidenschaft. Er zitterte um sie, weil er sich selbst nicht die Kraft zutraute, sie zu halten. Seit jeher bekämpfte Isolde diese Stimmungen. Sonst hätte sie gewiß irgendein Wort gefunden, um ihn aufzuheitern, aber heute blieb sie still und ließ ihn weitersprechen.

«Es ist ja Wahnsinn, daß du so zu mir kommst und daß ich es annehme!»

Er schob den Teller von sich, stützte das Haupt in die Hand und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

«Warum tust du das alles?» fragte er heftig.

«Weil ich dich liebe, Amadeus, dich und deine Art.»

«Mehr meine Art als mich! Sonst wärst du schon lange meine Frau und wir säßen zusammen in meinem Birkenhause in Salzburg. Ich bin dir aber nur die Abwechslung, die Stille, die dir einmal für Stunden Freude bereitet. Du selbst bist ganz aus dem Material, aus dem die Halströms gebaut sind.»

Isolde zuckte zusammen, sie fühlte, daß sie errötete. «Wie kommst du gerade auf die Halströms,» antwortete sie, «was haben sie mit uns zu tun? Laß sie aus dem Spiel. Du leidest unter Launen. Komm, wir wollen spazieren gehen. Es ist ein so schöner Abend, zu Schrullen gar nicht geeignet.»

Er erhob sich seufzend, wohl bewußt des Unrechts, das er an ihr beging, sobald er ihr Vorwürfe machte. Weshalb auch? Sie mußte ihm zürnen, denn sie ahnte ja nicht, daß diese Vorwürfe dem galten, was er, Amadeus, in der Tiefe ihrer Seele vermutete. Ihr Denken und ihr Fühlen waren rein und gut, und nur das Unbewußte bildete für sie beide die Gefahr.

Sie kehrten zuerst ins Haus zurück, wo Amadeus seinem Diener einige Aufträge für den nächsten Morgen erteilte. Isolde stand inzwischen in einem der Zimmer, in dem der Vater ihres Freundes Möbel aus der Biedermeierzeit, Jahrhunderte alt, zusammengetragen hatte. Jeder Raum in diesem Hause besaß eigenen Stil, den verflossener Zeiten. Aber nicht allein die Möbel wiesen ihn auf, auch die Bilder an den Wänden, die Bronzen und die Porzellane. Liebe zur Vergangenheit hatte diese Schätze gesammelt.

(Fortsetzung folgt)

